



1926-07-22

Begegnungen in Südamerika II

Alice Schalek

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19260722&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Schalek, Alice, "Begegnungen in Südamerika II" (1926). *Essays*. 897.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/897

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact ellen_amatangelo@byu.edu.

Begegnung in Südamerika.

Von **Alice Schalek.**

II.

Die Siedlersfrau aus Wien.

Im Kinderheim des Deutschen Hilfvereines in Sao Paulo in Brasilien ist eine Wienerin als Köchin angestellt. In diesem von wohlhabenden Deutschbrasilianerin erhaltenen Asyl betreut sie seit anderthalb Jahren Kinder, die elend und mager, schmutzig und mit Ungeziefer behaftet eingeliefert werden – die Sprößlinge gescheiterter Einwanderer, die von den Kaffee- und Baumwollfacenden davongelaufen sind. Man hat ihr versprochen, ihr die Heimreise zu halbem Preise zu verschaffen, wenn sie zwei Jahre aushält, und so bleibt sie trotz des geringen Lohnes und spart für die andere Hälfte der Fahrkarte.

Wie sie selbst hierhergekommen ist?

„Mein Mann war in Wien Postbeamter gewesen,“ erzählt mit die blasse Frau, die wie eine Hilfsarbeiterin aussieht und von ihrer Bürgerlichkeit in ihren eingesunkenen Gesichtszügen nichts mehr verrät, „aber er hatte Auswanderungsversammlungen besucht und träumte sich immer mehr in eine Phantasie von Brasilien hinein, die schließlich stärker wurde als mein Widerstand. Er ließ sich abbauen und wir fuhren in einer größeren Gruppe weg. Wir hatten aber gar nichts dieser, denn schon auf dem Schiffe kam es zu Streitigkeiten und zu Zerwürfnissen.“

Die Gruppe! Unzählige Auswanderer wurden gerade durch die Gemeinsamkeit, von der sie so viel erhofften, bitter enttäuscht.

„Als die Einwanderungsbehörde in Rio de Janeiro ausrufen ließ: „Heute geht ein Transport nach Parana, wer will mit?“ meldeten wir uns. Und so kamen wir in die Regierungskolonie Candida d’Abreu.“

„Wußten Sie, wo die liegt? Parana ist doch so groß wie Deutschland.“

„Keine Spur, aber was sollten wir tun?“

„Sprachen Sie wenigstens mit unserm Konsul in Curithyba?“ Gewöhnlich treffen nämlich die Auswanderungstransporte spät abends in der Hauptstadt von Parana ein und werden zeitig morgens weitergeleitet, damit die Konsuln nicht mit den durchreisenden Landsleuten in Berührung kommen.

„Ja, unser Konsul hatte unsere Ankunftszeit eigens ausgekundschaftet und kam noch nachts in die Immigração, um uns zu warnen, Wir aber wollten ihm zeigen, daß wir etwas aushalten können. Von dem, was wirklich auszuhalten war, hatte wir natürlich keine Vorstellung. Auf der Endstation Punta Grossa wurden wir in Wagen umgeladen, Karossen sagt man hier. Jeder hatte neun Pferde und zwei Carossiere.“ Es gab keine Straße, und wenn es regnete, war es bodenlos. Sogar die hohen Hinterräder der Wagen versanken manchmal. Wir fuhren drei Tage, ohne daß wir gewagt hätten, zu fragen, wie weit es noch sei. Als ich aber herausgefunden hatte, daß einer der Kutscher etwas Deutsch verstehe erkundigte ich mich bei ihm. „Ach, Sie kommen schon hin,“ meinte er. Wieder fuhren wir fünf Tage und erst dann fragte ich nochmals. „Noch zwei Tage,“ hieß es. „Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?“ fragte ich zurück. „Weil Sie sonst nicht mitgefahren wären!“

Immer wieder dasselbe Lied. Der Auswanderer hat förmlich Angst, seinen Trancezustand durch allzu große Wißbegier zu zerreißen. Mit dem, was hinter ihm liegt, hat er abgeschlossen, und vor ihm droht das Dunkel. Wie das Land aussieht, in das er kommt, weiß er nicht, und so folgt er einfach wie ein Lamm seiner Herde.

„Aber konnten Sie denn nicht wenigstens unterwegs Erkundigungen einziehen?“

„Wir übernachteten meist in unseren Wagen, und die Leute, die da wohnten, kamen nur herbei, um uns etwas abzukaufen. Damals wollten wir noch nichts hergeben, und da riefen sie: „Sie werden uns noch so“ – und dabei machten sie eine flehende Gebärde – „darum bitten.“

Das Innere der brasilianischen Staaten ist nur ganz dünn besiedelt, trotzdem müssen die Neuankömmlinge so tief in das Innere geführt werden, weil alles Land in festen Händen ist.

„Am zehnten Tage kamen wir an. Der gemeinsame Aufnahmeschuppen enthielt nichts als blanke Pritschen, und nach drei Tagen sollten wir uns selbst verpflegen. Von Curithyba hatten wir nur etwas Wurst und Brot mitgenommen, nun brauchten wir einen Tag, um Mehl heranzuschleppen. Schon in Curithyba hatte ich ein Seidenkleid und ein goldenes Ketterl verkauft, nun gab ich eine wertvolle Brosche hin. Die Männer sollten nun Land suchen gehen, aber sie zogen nicht miteinander los. Jeder verschwand heimlich, sogar meines Mannes bester Freund. Als er nach drei Tagen zurückkehrte, fragte ihn mein Mann: „Warum hast du mich denn nicht mitgenommen?“ – „Damit du mir vor der Nase das beste Stück wegschnappt?“ – Was das beste Stück war? Niemand von uns wußte das.“

Man setzt die Leute auf Pferde und nun sollen sie von der schmalen Piccade aus, vom Durchhau durch den Urwald, beurteilen, ob drinnen im Dickicht das Wasser abfließe oder ob sich Sümpfe bilden,

ob es malariagefährlich sei und ob es Schlangen und Moskitos darin gebe. Auf diese und unzählige andere Dinge kommt es an, aber erst nach Jahren im Urwalde erkennt man steinigtes oder brauchbares Land an den Holzarten. Wie viele Ansiedler sind bloß daran gescheitert, daß sie nicht wie die im Land Geborenen wußten, für welche Pflanze sich der Boden eignet. Einmal habe ich eine verlassene Orangenpflanzung gesehen, die zuerst am Flusse wunderschön aufgeschossen war. Aber dann gerieten die Wurzeln in Grundwasser, und die Bäume welkten.

„Mein Mann nahm irgendwo aufs Geratewohl ein Stück Land. Wir standen ratlos da und wußten nicht einmal, welches Holz wir zu den Pfosten und welches wir zu einer Hacke nehmen sollten. Man muß viele Bäume im Umkreis schlagen, denn sonst fallen sie einem bei Sturm auf das Dach. Schauerlich ist es da draußen bei Nacht, mitten im Urwald, wenn die wilden Hunde vorbeijagen und die Schlangen um das Haus züngeln. Meinen Buben habe ich nie allein auf die Holzveranda hinausgehen lassen. Mein Mann ritt alle vierzehn Tage zum Stadtplatz, sieben Stunden weit, um in seinem Rucksack Lebensmittel für die nächsten zwei Wochen zu holen. Als Bezahlung nahm er meine schöne Wäsche mit. Wir wußten ohnedies nicht, wohin mit ihr. Unsere Hütte hatten wir aus gerissenen Brettern erbaut, denn wir besaßen keine Säge, und es gab kein trockenes, geschweige ein verschließbares Plätzchen für sie. Unser Gepäck war von zwei Pferden und fünf Mauleseln herbeigeschleppt worden, doch es war nichts darunter, was wir wirklich brauchen konnten. Im Urwald muß das offene Feuer den ganzen Tag brennen – wenn es windig ist, hat man sehr darauf zu achten – und die Töpfe, die man darüber hängt, müssen Henkel haben und aus Eisen sein. Mir fehlten noch viele andere Dinge, zum Beispiel Seife. Ältere Kolonisten machen sie aus verendetem Vieh, aber wir besaßen keines. Wir kauften später ein Schwein und ein paar Hühner und bauten ihnen einen Stall aus Lianen. Wir schliefen auf der Erde und streuten Heu auf, aber es war immer feucht. Daran ging die Wäsche zugrunde, und auch deshalb tauschten wir sie gegen Lebensmittel ein. Unsere Nachbarn lebten wie viele ihresgleichen davon, daß neue Leute wie wir ihnen für ihren Überschuß an selbsterzeugten Lebensmitteln, den sie wegen der Entfernung nicht an die Bahn schaffen konnten, die mitgebrachten Habseligkeiten hinwarfen. Deshalb verlocken sie immer wieder Verwandte und Freunde, herüberzukommen. So wird man hier draußen. Ihnen war es ja einst nicht anders ergangen. Wollten sie nicht Fetzen auf dem Leibe tragen, so mußten sie den Neuankömmlingen die Kleider abpressen. Die nächsten Ansiedler wohnten zweiundzwanzig Kilometer weit und bewarben sich bald um unsere Sachen. Nun sichteten wir diese. Leintücher? Nein, die brauchten wir nicht. Emailtöpfe? Ebenfalls nicht. Hohe, gelbe, fast neue Schnürschuhe gab ich für ein paar Hühner, meinen schönen Reisekorb, den ich so sehr geliebt hatte – auf dem Boden bei der Mutter daheim war mein Ausstattung darin aufbewahrt gewesen – gab ich für ein paar Eier für meinen Buben.

Niemand wollte mir zeigen, wie man Mandioca, das wir statt des fehlenden Mehles aßen, reibt, damit ich auch dafür etwas hergeben müsse, und so herrschte bei uns bald die höchste Not.“

Die brasilianischen Regierungskolonien scheitern an ihrer ungeheuren Entfernung. Rentiert sich der Wagenverkehr nicht, so wird er eingestellt und die gesamte Ernte der Siedlung verliert von heut auf morgen ihren Wert. Die Preise schwanken nicht nach der Güte der Ware oder nach den Marktverhältnissen, sondern nach den Möglichkeiten des Transports. Zwanzig Kilometer ohne Weg trennen den Kolonisten von der nächsten Vende, dem Kaufladen, wo er überdies nur Waren eintauschen kann; der Deutsche verliert aber die Lust zur Arbeit, wenn er niemals Geld sieht. Der Vendist verschickt die Ernte hundert bis zweihundert Kilometer weit bis zum nächsten Dampfer. Dort schiebt sich ein Großeinkäufer dazwischen. Die aufgestaute Ware wird gestohlen oder sie verdirbt oder sie wird so teuer, daß man sie billiger aus Argentinien oder Nordamerika oder gar aus Europa kauft. Der Erlös deckt nicht immer die Auslagen für Fracht und Saat. Da die Kolonie nicht dort angelegt ist, wo es für die Einwanderer gut wäre, sondern dort, wo irgendein einflußreicher Grundbesitzer Land loswerden will, rentieren sich oft nur Viehzucht und der Maisbau für Schweine. Diese werden dann in Begleitung eines Wagens mit Mais für ihre Nahrung in Rudeln drei Wochen lang bis zur Bahn getrieben – verendet eins, so bleibt es unterwegs liegen.

Die Frau, die wie eine Fünfzigerin aussieht, in Wirklichkeit aber nicht viel über dreißig Jahre zählt, starrt versonnen vor sich hin. Welche Bilder mögen vor ihrem inneren Gesichte aufgestiegen sein? Mit der Frage: „Wollen Sie mir nicht ein wenig von Ihrem Alltagsleben draußen im Rancho erzählen?“ rüttelte ich sie aus ihren Gedanken.

„Nun, die Tage, da ich allein mit dem Buben im Urwald blieb, kann ich gar nicht schildern. Der Eingang in die Hütte stand offen, weil wir keine Türe besaßen. Von den vergiftenden Stichen der großen Moskitos waren meine Beine stets geschwollen. Termiten, Sandflöhe, Spinnen, Tausendfüßler und Heuschrecken quälten uns, und bis zur Anlegung unseres Brunnens mußten wir aus dem Fluße trinken, in dem die Tierleichen herabgeschwommen kamen. Waschen konnte ich nicht darin wegen der Krokodile.“

„Hatten Sie denn nie eine schöne Stunde? War es denn nicht romantische im Urwald?“

Nun wird sie plötzlich lebhaft. „Ja, manchmal ruderten Indianer, sogenannte Caboclos, Halbstämmlinge der Ureinwohner, in einem Einbaum vorüber und nahmen mich zu einer Quelle mit,

von wo ich frisches Wasser nach Hause brachte. Das war dann ein Abenteuer, ja, das war wirklich romantisch. Aber dann bekam der Bub Malaria.“

„Gab es denn gar keine erfolgreichen Siedler?“

„Nein, von den Neulingen nicht, nur einige von denen, die schon vor zehn Jahren angefangen hatten; es ist aber vollkommen falsch zu glauben, was man bei uns in Österreich und auch in Deutschland immer als Tatsache ansieht, daß man heute dasselbe machen könne wie vor zehn Jahren. Gerade in Südamerika kommt nur derjenige vorwärts, der das unternimmt, was der Augenblick verlangt. Im Vergleich zu unseren Genossen waren mein Mann und ich noch gut daran, wir waren jung und kräftig und hatten nur den einen Buben; wie furchtbar war dagegen die Lage einer Witwe mit fünf Kindern ohne Ernährer oder die einer 21jährigen Frau, die zwei Kinder von einem und zwei Jahren mitbrachte und in der Woche nach ihre Ankunft ein drittes bekam. Niemand in Europa kann sich vorstellen, was das heißt. Eine Familie war bloß gekommen, weil ein Bekannter geschrieben hatte, daß hier die Apfelsinen wild wachsen. Das hatte ihre Romantik so sehr erregt. Der Mann war Friseur gewesen; nun hatte er so viel Schulden beim Vendisten, daß er nicht weiter konnte, und die Frau weinte Tag und Nacht. Viele deutsche Familien hatten ihre Heimat aus politischen Gründen verlassen, die einen, weil Hindenburg zum Präsidenten gewählt wurde, die anderen, weil ihnen die gegenwärtigen Gesetze nicht paßten. In der Kolonie ließen sie sofort jedes Interesse an der Politik fallen. Von der intellektuellen Armut einer solchen Existenz macht man sich zu Hause gar keinen Begriff, denn bei uns lebt doch auch der Ärmste in einer gewissen Geistigkeit.“

Über diese erste Zeit ohne Verdienst und die weitere ohne Absatz kann sich nur derjenige hinwegbringen, dessen erwachsene Söhne oder Töchter jahrelang in einer Stadt arbeiten und die Eltern unterstützen. Meine Nachbarin schickte ihre Tochter als Hotelstubenmädchen nach Curithyba; mich erbarmte das arme junge Wesen, das man auf ein Pferd setzte, trotzdem es nicht reiten konnte, und allein durch den Urwald schickte. Die Piccade war freilich so schmal, daß ein Verirren ganz ausgeschlossen war. Sie sandte den Eltern jeden verdienten Milreis, aber die Leute mußten einen Tag lang reiten, um die Briefe abzuholen, und Briefe mit Geld wurden oft gestohlen.“

„Wer es aushält, bis die Bahn zu einer solchen Kolonie hinkommt, dessen Land wird dann ein Vermögen wert. Es kann aber auch 50 Jahre dauern. In Wirklichkeit bleiben nur Leute, die ihre Rückreise nicht erschwingen können.“

„Als wir einsahen, daß man es hier niemals zu etwas bringen könne, gingen auch wir. Die Zurückbleibenden wußten, daß der Carossiere nur Handgepäck mitnehmen werde, und deshalb kaufte mir niemand meinen Koffer ab. Die restliche Wäsche steckten wir in die Packtasche der Maulesel.“

„Konnten Sie denn so einfach von dem Land weggehen, auf das Sie noch keine Anzahlung geleistet hatten?“

„Niemand fragte danach. Nicht einmal die alten Siedler besaßen verbrieftete Rechte auf ihr Land und vermessen war es auch nicht. Bezahlt hatte noch niemand dafür. Wir verließen unseren Camp, ohne daß die Tatsache, wie viel Boden wir mit unserer Hände Arbeit urbar gemacht hatten, bei irgendeiner Behörde vermerkt worden wäre. Die Arbeit, die der Mensch hier in das Land hineinsteckt, zählt überhaupt nicht, weil ja immer wieder neue Ahnungslose ankommen. Nur bei älteren Ländereien nah der Bahn wird ein wenig gedüngt, im Innern nimmt man immer wieder frisches Waldland. Es gehört auch zu den Enttäuschungen, daß man hier Land nicht für ewig besiedeln kann. In Wirklichkeit erschöpft es sich durch den Raubbau und bleibt nur so lange gut, als Baumstrünke vorhanden sind. Ach, was muß man überhaupt an Lehrgeld bezahlen! Unsere erste Saat ist erfroren, die zweite bei der Rossa, dem Niederbrennen des Waldes, verkohlt. Aber auch unsere Bauern mußten völlig umlernen.“

Auch hier wieder das alte Lied. Niemand, der rät, zeigt, warnt und hilft. Jeder muß sich durchbeißen, als sei er überhaupt der erste Siedler.

„Wir gingen bis Punta Grossa, der nächsten Eisenbahnstation, aber dort verfiel mein Mann moralisch. Sein Charakter war erschüttert, nun trank er gläserweise den berüchtigten Zuckerrohrschnaps Cacasse und betrog mich mit schwarzen Weibern. Wenn er heimkam, prügelte er mich im Rausch. Da flüchtete ich mit meinem Buben. Ich konnte es nicht länger aushalten. Mit einem Milreis in der Tasche kam ich am Weihnachtsabend in Sao Paulo an. Ich war eben drauf und dran, mich mit dem Buben vor dem Bahnhof unter ein Auto zu werfen, da sprach mich eine Frau an. Wer ich denn sei und auf was ich warte. Zuerst war ich sehr mißtrauisch. Als sie mir aber dann anbot, mich mitzunehmen, überlegte ich nicht länger. Was blieb mir sonst übrig? In ihrer Wohnung fand ich drei gleichfalls brotlose Mädchen, die alle von Facendas fortgelaufen waren, und nun zündete die Frau einen Weihnachtsbaum an und gab uns zu essen. Es geschah wirklich aus reiner Herzengüte. Damals habe ich vor Rührung geheult. Ich habe nie erfahren, wie die Frau hieß und wo sie wohnte, denn am nächsten Morgen brachte sie mich zu einer Stellenvermittlerin und ich bekam diesen Posten hier. Seit einem Jahr habe ich das Haus nicht mehr verlassen, denn ich hatte immer Angst vor meinem Mann. Von all den

Aufregungen, von dem Klima und der Überarbeitung bekam ich ein Herzleiden, und mein Bub wird die Malaria nicht los. Jeden Abend hat er Fieber. Wie hat der Junge daheim gut ausgesehen! Als in Wien sein Lehrer die Kinder seiner Klasse für die amerikanische Ausspeisung auswählte, stellte er ihn abseits, weil er so dick und rosig war, und da weinte der dumme Junge. Daran muß ich jetzt so oft denken, wenn ich den fiebernden Buben ansehe, wie er nur mehr Haut und Knochen ist. Und ich muß noch glücklich sein, daß er hier umsonst gepflegt wird. Wenn es mir jetzt gelingt, das Reisegeld nach Hause zusammenzusparen, dann komme ich mittellos und ohne Sachen zurück und soll der Mutter auf der Tasche liegen!“

So unbegreiflich eigentlich fast alles ist, was meine Landsmännin da mitgemacht hat, als Unbegreiflichstes daran erscheint mir, daß es niemand zur Warnung dient.

Die Siedlersfrau aus Wien.

Im Kinderheim des Deutschen Hilfsvereines in Sao Paulo in Brasilien ist eine Wienerin als Köchin angestellt. In diesem von wohlhabenden Deutschbrasilianern erhaltenen Asyl betreut sie seit anderthalb Jahren Kinder, die elend und mager, schmutzig und mit ungezeigter Behaftung eingeliefert werden — die Sprößlinge ungeheurer Einwanderer, die von den Kaffee- und Baumwollfacenden davongelaufen sind. Man hat ihr versprochen, ihr die Heimreise zu halbem Preise zu verschaffen, wenn sie zwei Jahre aushält, und so bleibt sie trotz des geringen Lohnes und spart für die andere Hälfte der Fahrkarte.

Wie sie selbst hierhergekommen ist?

„Mein Mann war in Wien Postbeamter gewesen,“ erzählt mir die blasser Frau, die wie eine Hilfsarbeiterin aussieht und von ihrer Bürgerlichkeit in ihren eingesunkenen Gesichtszügen nichts mehr verrät, „aber er hatte Auswanderungsverfammlungen besucht und träumte sich immer stärker in die Phantasie von Brasilien hinein, die schließlich stärker wurde als mein Widerstand. Er ließ sich abbauen und wir fuhren in einer größeren Gruppe weg. Wir hatten aber gar nichts dieser, denn schon auf dem Schiffe kam es zu Streitigkeiten und zu Zerwürfnissen.“

Die Gruppe! Unzählige Auswanderer wurden gerade durch die Gemeinsamkeit, von der sie so viel erhofften, bitter enttäuscht.

„Als die Einwanderungsbehörde in Rio de Janeiro ausrufen ließ: „Heute geht ein Transport nach Parana, wer will mit?“ meldeten wir uns. Und so kamen wir in die Regierungskolonie Candida d'Almeida.“

Wußten Sie, wo die liegt? Parana ist doch so groß wie Deutschland.“

„Keine Spur, aber was sollten wir tun?“

„Sprechen Sie wenigstens mit unserm Konsul in Curitiba?“ Gewöhnlich treffen nämlich die Auswanderungstransporte spät abends in der Hauptstadt von Parana ein und werden zeitig morgens weitergeleitet, damit die Konsuln nicht mit den durchreisenden Landesleuten in Verührung kommen.

„Ja, unser Konsul hatte unsere Ankunftszeit eigens angekündigt und kam noch nachts in die Immigração, um uns zu warnen. Wir aber wollten ihm zeigen, daß wir etwas aushalten können. Von dem, was wirklich auszuhalten war, hatten wir natürlich keine Vorstellung. Auf der Endstation Ponta Grossa wurden wir in Wagen umgeladen, Karossen sagt man hier. Jeder hatte neun Pferde und zwei Carossiere.“ Es gab keine Straße, und wenn es regnete, war es bodenlos. Sogar die hohen Hinterräder der Wagen versanken manchmal. Wir fuhren drei Tage, ohne daß wir gewagt hätten, zu fragen, wie weit es noch sei. Als ich aber herausgefunden hatte, daß einer der Kutscher etwas Deutsch verstehe erkundigte ich mich bei ihm. „Ach, Sie kommen schon hin,“ meinte er. Wieder fuhren wir fünf Tage und erst dann fragte ich nochmals. „Noch zwei Tage,“ hieß es. „Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?“ fragte ich zurück. „Weil Sie sonst nicht mitgefahren wären!“

Immer wieder dasselbe Lied. Der Auswanderer hat förmlich Angst, seinen Francezustand durch allzu große Wißbegier zu zerreißen. Mit dem, was hinter ihm liegt, hat er abgeschlossen, und vor ihm droht das Dunkel. Wie das Land aussieht, in das er kommt, weiß er nicht, und so folgt er einfach wie ein Lamm seiner Herde.

„Aber konnten Sie denn nicht wenigstens unterwegs Erkundigungen einziehen?“

„Wir übernachteten meist in unseren Wagen, und die Leute, die da wohnten, kamen nur herbei, um uns etwas abzukaufen. Damals wollten wir noch nichts hergeben, und da riefen sie: „Sie werden uns noch so“ — und dabei machten sie eine flehende Gebärde — „darum bitten.“

Das Innere der brasilianischen Staaten ist nur ganz dünn besiedelt, trotzdem müssen die Neuankömmlinge so tief in das Innere geführt werden, weil alles Land in festen Händen ist.

Am zehnten Tage kamen wir an. Der gemeinsame Aufnahmeschuppen enthielt nichts als blanke Bretchen, und nach drei Tagen sollten wir uns selbst verpflegen. Von Curitiba hatten wir nur etwas Wurst und Brot mitgenommen, nun brauchten wir einen Tag, um Mehl heranzuschleppen. Schon in Curitiba hatte ich ein Seidenkleid und ein goldenes Kettenl verkauft, nun gab ich eine wertvolle Brosche hin. Die Männer wollten nun Land suchen gehen, aber sie zogen nicht miteinander los. Jeder verschwand heimlich, sogar meines Mannes bester Freund. Als er nach drei Tagen zurückkehrte, fragte ihn mein Mann: „Warum hast du mich denn nicht mitgenommen?“ — „Damit du mir vor der Nase das beste Stück wegschnappst?“ — „Was das beste Stück war? Niemand von uns wußte das.“

Man setzt die Leute auf Pferde und muß sie von der schmalen Picade aus, vom Durchhau durch den Urwald, beurteilen, ob drinnen im Dickicht das Wasser abfließt oder ob sich Sümpfe bilden, ob es malariefährlich sei und ob es Schlangen und Moskitos darin gebe. Auf diese und unzählige andere Dinge kommt es an, aber erst nach Jahren im Urwalde erkennt man steiniges oder brauchbares Land an den Holzarten. Wie viele Ansiedler sind bloß daran gescheitert, daß sie nicht wie die im Lande Geborenen wußten, für welche Pflanze sich der Boden eignet. Einmal habe ich eine verlassene Orangepflanzung gesehen, die zuerst am Flusse wunderschön aufgeschossen war. Aber dann gingen die Wurzeln in Grundwasser, und die Bäume welkten.

„Mein Mann nahm irgendwo aufs Geratewohl ein Stück Land. Wir standen ratlos da und wußten nicht einmal, welches Holz wir zu den Pfosten und welches wir zu einer Hacke nehmen sollten. Man muß viele Bäume im Umkreis schlagen, denn sonst fallen sie einem bei Sturm auf das Dach. Schauerlich ist es da draußen bei Nacht, mitten im Urwald, wenn die wilden Hunde vorbeijagen und die Schlangen um das Haus züngeln. Meinen Buben habe ich nie allein auf die Holzveranda hinausgehen lassen. Mein Mann ritt alle vierzehn Tage zum Stadtplatz, sieben Stunden weit, um in seinem Rucksack Lebensmittel für die nächsten zwei Wochen zu holen. Als Bezahlung nahm er meine schöne Wäsche mit. Wir wußten ohnehies nicht, wohin mit ihr. Unsere Hütte hatten wir aus gerissenen Brettern erbaut, denn wir besaßen keine Säge, und es gab kein trockenes, geschweige ein verschließbares Plätzchen für sie. Unser Gepäck war von zwei Pferden und fünf Mauleseln herbeigeschleppt worden, doch es war nichts darunter, was wir wirklich brauchen konnten. Im Urwald muß das offene Feuer den ganzen Tag brennen — wenn es windig ist, hat man sehr darauf zu achten — und die Töpfe, die man darüber hängt, müssen Henkel haben und aus Eisen sein. Mir fehlten noch viele andere Dinge, zum Beispiel Seife. Ältere Kolonisten machen sie aus verendetem Vieh, aber wir besaßen keines. Wir kauften später ein Schwein und ein paar Hühner und bauten ihnen einen Stall aus Lianen. Wir schliefen auf der Erde und streuten Heu auf, aber es war immer feucht. Daran ging die Wäsche zugrunde, und auch deshalb tauchten wir sie gegen Lebensmittel ein. Unsere Nachbarn lebten wie viele ihresgleichen davon, daß neue Leute wie wir ihnen für ihren Ueberfluß an selbsterzeugten Lebensmitteln, den sie wegen der Entfernung nicht an die Bahn schaffen konnten, die mitgebrachten Sakseligkeiten hinwarfen. Deshalb verlocken sie immer wieder Verwandte und Freunde, herüberzukommen. So wird man hier draußen. Ihnen war es ja einst nicht anders ergangen. Wollten sie nicht Fesseln auf dem Leibe tragen, so mußten sie den Neuankömmlingen die Kleider abpressen. Die nächsten Ansiedler wohnten zweiundzwanzig Kilometer weit und bewarben sich bald um unsere Sachen. Nun suchten wir diese. Leintücher? Nein, die brauchten wir nicht. Emailtöpfe? Ebenfalls nicht. Hohe, gelbe, fast neue Schnürschuhe gab ich für ein paar Hühner, meinen schönen Reiskorb, den ich so sehr geliebt hatte — auf dem Boden bei der Mutter daheim war meine Ausstattung darin aufbewahrt gewesen — gab ich für ein paar Eier für meinen Buben. Niemand wollte mir zeigen, wie man Mandioca, das wir statt des fehlenden Mehles aßen, reibt, damit ich auch dafür etwas hergeben müsse, und so herrschte bei uns bald die höchste Not.“

Die brasilianischen Regierungskolonien scheitern an ihrer ungeheuren Entfernung. Rentiert sich der Wagenverkehr nicht, so wird er eingestellt und die gesamte Ernte der Siedlung verliert von heute auf morgen ihren Wert. Die Preise schwanken nicht nach der Güte der Ware oder nach den Marktschwanknissen, sondern nach den Möglichkeiten des Transports. Zwanzig Kilometer ohne Weg trennen den Kolonisten von der nächsten Bende, dem Kaufladen, wo er überdies nur Waren eintauschen kann; der Deutsche verliert aber die Lust zur Arbeit, wenn er niemals Geld sieht. Der Meter wird verschickt die Ernte hundert bis zweihundert Kilometer weit bis zum nächsten Dampfer. Dort schiebt sich ein Großesinkarfer dazwischen. Die aufgetaute Ware wird gestohlen oder sie verdirbt oder sie wird so teuer, daß man sie billiger aus Argentinien oder Nordamerika oder gar aus Europa kauft. Der Erlös deckt nicht immer die Auslagen für Fracht und Saat. Da die Kolonie nicht dort angelegt ist, wo es für die Einwanderer gut wäre, sondern dort, wo irgendein einflußreicher Grundbesitzer Land loswerden will, rentieren sich oft nur Viehzucht und der Maisbau für Schweine. Diese werden dann in Begleitung eines Wagens mit Mais für ihre Nahrung in Kudeln drei Wochen lang bis zur Bahn getrieben — verendet eins, so bleibt es unterwegs liegen.

Die Frau, die wie eine Fünfzigjährige aussieht, in Wirklichkeit aber nicht viel über dreißig Jahre zählt, starrt verjüngt vor sich hin. Welche Bilder mögen vor ihrem inneren Gesichte aufgestiegen sein? Mit der Frage: „Wollen Sie mir nicht ein wenig von Ihren Alltagsleben draußen im Rancho erzählen?“ rüttelte ich sie aus ihren Gedanken.

„Nun, die Tage, da ich allein mit dem Buben im Urwald blieb, kann ich gar nicht schildern. Der Eingang in die Hütte stand offen, weil wir keine Türe besaßen. Von den vergiftenden Stichen der großen Moskitos waren meine Beine stets geschwollen. Termiten, Sandflöhe, Spinnen, Tausendfüßler und Heuschrecken quälten uns, und bis zur Anlegung unseres Brunnens mußten wir aus dem Fluße trinken, in dem die Tierleichen herabgeschwommen kamen. Waschen konnte ich nicht darin wegen der Krokodile.“

„Hatten Sie denn nie eine schöne Stunde? War es denn nicht romantisch im Urwald?“

Nun wird sie plötzlich lebhaft. „Ja, manchmal ruberten Indianer, sogenannte Caboclos, Halbstämmlinge der Ureinwohner, in einem Einbaum vorüber und nahmen mich zu einer Quelle mit, von wo ich frisches Wasser nach Hause brachte. Das war dann ein Abenteuer, ja, das war wirklich romantisch. Aber dann bekam der Bub Malaria.“

„Gab es denn gar keine erfolgreichen Siedler?“

„Nein, von den Neulingen nicht, nur einige von denen, die schon vor zehn Jahren angefangen hatten; es ist aber vollkommen falsch zu glauben, was man bei uns in Oesterreich und heute daselbst machen könne wie vor zehn Jahren. Gerade in Südamerika kommt nur derjenige vorwärts, der das unternimmt, was der Augenblick verlangt. Im Vergleich zu unseren Genossen waren mein Mann und ich noch gut daran, wir waren jung und kräftig und hatten nur den einen Buben; wie furchtbar war dagegen die Lage einer Witwe mit fünf Kindern ohne Ernährer oder die einer 21jährigen Frau, die zwei Kinder von einem und zwei Jahren mitbrachte und in der Woche nach ihrer Ankunft ein drittes bekam. Niemand in Europa kann sich vorstellen, was das heißt. Eine Familie war bloß gekommen, weil ein Bekannter geschrieben hatte, daß hier die Apfelsinen wild wachsen. Das hatte ihre Romantik so sehr erregt. Der Mann war Friseur gewesen; nun hatte er so viel Schuld beim Bankrott, daß er nicht weiter konnte, und die Frau weinte Tag und Nacht. Viele deutsche Familien hatten ihre Heimat aus politischen Gründen verlassen, die einen, weil Hindenburg zum Präsidenten gewählt wurde, die anderen, weil ihnen die gegenwärtigen Gesetze nicht paßten. In der Kolonie ließen sie sofort jedes Interesse an der Politik fallen. Von der intellektuellen Armut einer solchen Existenz macht man sich zu Hause gar keinen Begriff, denn bei uns lebt doch auch der Ärmste in einer gewissen Geistigkeit.“

Ueber diese erste Zeit ohne Verdienst und die weitere ohne Absatz kann sich nur derjenige hinwegbringen, dessen erwachsene Söhne oder Töchter jahrelang in einer Stadt arbeiten und die Eltern unterstützen. Meine Nachbarin schickte ihre Tochter als Hotelstubenmädchen nach Curitiba; mich erbarmte das arme junge Wesen, das man auf ein Pferd setzte, trotzdem es nicht reiten konnte, und allein durch den Urwald schickte. Die Picade war freilich so schmal, daß ein Verirren ganz ausgeschlossen war. Sie sandte den Eltern jeden verdienten Milreis, aber die Leute mußten einen Tag lang reiten, um die Briefe abzuholen, und Briefe mit Geld wurden oft gestohlen.“

„Wer es aushält, bis die Bahn zu einer solchen Kolonie hinkommt, dessen Land wird dann ein Vermögen wert. Es kann aber auch 50 Jahre dauern. In Wirklichkeit bleiben nur Leute, die ihre Rückreise nicht erschwingen können.“

„Als wir einsahen, daß man es hier niemals zu etwas bringen könne, gingen auch wir. Die Zurückbleibenden wußten, daß der Carossiere nur Handgepäck mitnehmen würde, und deshalb kaufte mir niemand meinen Koffer ab. Die restliche Wäsche steckten wir in die Backtasche der Maulesel.“

„Konnten Sie denn so einfach von dem Land weggehen, auf das Sie noch keine Anzahlung geleistet hatten?“

„Niemand fragte danach. Nicht einmal die alten Siedler besaßen verbrieft Rechte auf ihr Land und vermessen war es auch nicht. Bezahlt hatte noch niemand dafür. Wir verließen unseren Camp, ohne daß die Tatsache, wie viel Boden wir mit unserer Hände Arbeit urbar gemacht hatten, bei irgendeiner Behörde vermerkt worden wäre. Die Arbeit, die der Mensch hier in das Land hineinsteckt, zählt überhaupt nicht, weil ja immer wieder neue Ahnungslose ankommen. Nur bei älteren Ländereien nahe der Bahn wird ein wenig gebüht, im Innern nimmt man immer wieder frisches Waldland. Es gehört auch zu den Enttäuschungen, daß man hier Land nicht für ewig besiedeln kann. In Wirklichkeit erschöpft es sich durch den Raubbau und bleibt nur so lange gut, als Baumstrünke vorhanden sind. Ach, was muß man überhaupt an Lehrgeld bezahlen! Unsere erste Saat ist erfroren, die zweite bei der Nässe, dem Niederbrennen des Waldes, verkohlt. Aber auch unsere Bauern mußten völlig umlernen.“

Auch hier wieder das alte Lied. Niemand, der rät, zeigt, warnt und hilft. Jeder muß sich durchbeißen, als sei er überhaupt der erste Siedler.

Wir gingen bis Ponta Grossa, der nächsten Eisenbahnstation, aber dort verfiel mein Mann moralisch. Sein Charakter war erschüttert, nun trank er gläserweise den härtesten Zuckerröhrenschnaps Cacassa und betrog mich mit schwarzen Weibern. Wenn er heimkam, prügelte er mich im Rausch. Da flüchtete ich mit meinem Buben. Ich konnte es nicht länger aushalten. Mit einem Milreis in der Tasche kam ich am Weihnachtsabend in Sao Paulo an. Ich war eben drauf und dran, mich mit dem Buben vor dem Bahnhof unter ein Auto zu werfen, da sprach mich eine Frau an. Wer ich denn sei und auf was ich warte. Zuerst war ich sehr mißtrauisch. Als sie mir aber dann anbot, mich mitzunehmen, überlegte ich nicht länger. Was blieb mir sonst übrig? In ihrer Wohnung fand ich drei gleichfalls brotlose Mädchen, die alle von Facendas fortgelaufen waren, und nun zündete die Frau einen Weihnachtsbaum an und gab uns zu essen. Es geschah wirklich aus reiner Herzensgüte. Damals habe ich vor Rührung geheult. Ich habe nie erfahren, wie die Frau hieß und wo sie wohnte, denn am nächsten Morgen brachte sie mich zu einer Stellenvermittlerin und ich bekam diesen Posten hier. Seit einem Jahr habe ich das Haus nicht mehr verlassen, denn ich hatte immer Angst vor meinem Mann. Von all den Aufregungen, von dem Klima und der Ueberarbeitung bekam ich ein Herzleiden, und mein Bub wird die Malaria nicht los. Jeden Abend hat er Fieber. Wie hat der Junge daheim gut ausgesehen! Als in Wien sein Lehrer die Kinder seiner Klasse für die amerikanische Auspeisung auswählte, stellte er ihn abseits, weil er so dick und rosig war, und da weinte der dumme Junge. Daran muß ich jetzt so oft denken, wenn ich den sieberrunden Buben ansehe, wie er nur mehr Haut und Knochen ist. Und ich muß noch glücklich sein, daß er hier umsonst verpflegt wird. Wenn es mir jetzt gelingt, das Reisegeld nach Hause zusammenzusparen, dann komme ich mittellos und ohne Sachen zurück und soll der Mutter auf der Tasche liegen!“

So unbegreiflich eigentlich fast alles ist, was meine Landsmännin da mitgemacht hat, als Unbegreiflichstes daran erscheint mir, daß es niemand zur Warnung dient.